

Judith Rich Harris
Jeder ist anders

Judith Rich Harris

Jeder ist anders

Das Rätsel der Individualität

Aus dem Englischen von
Susanne Kuhlmann-Krieg

Deutsche Verlags-Anstalt

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»No Two Alike. Human Nature and Human Individuality«
beim Verlag W. W. Norton, New York / London.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2006 Judith Rich Harris

Copyright © 2007 für die deutsche Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Redaktion: Antje Steinhäuser, München

Gestaltung und Satz: DVA / Brigitte Müller

Gesetzt aus der Minion

Abbildung Seite 66: © Peter Palm, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-421-04235-4

www.dva.de

Inhalt

Vorwort	7
1 Das Wunder der Verschiedenartigkeit	11
2 Das verflixte Rechteck	48
3 Affentheater	78
4 Geburtenfolge und andere Umweltdivergenzen innerhalb der Familie	118
5 Person und Situation	163
6 Der modulare Geist	200
7 Das Beziehungssystem	227
8 Das Sozialisationssystem	254
9 Das Statussystem	289
10 Fazit	334
Anmerkungen	369
Bibliographie	389
Namenregister	412

Vorwort

Menschliche Individualität ist ein Mysterium. Keine der derzeit gängigen Persönlichkeitstheorien (oder Theorien zur Persönlichkeitsentwicklung) vermag zu erklären, warum zwei Menschen einander niemals gleich sind, und auch nicht, warum sie sich gerade so und nicht anders voneinander unterscheiden. Selbst eineiige Zwillinge, die in derselben Familie aufwachsen, unterscheiden sich in Persönlichkeit und Verhalten. Eineiige Zwillinge aber tragen dieselben Gene in sich – was sie einander nicht gleichen lässt, kann demnach keine genetische Ursache haben.

Die wirklich interessanten Unterschiede zwischen zwei Personen haben nichts mit deren Genen zu tun. Auch sind die Unterschiede nicht auf irgendeinen anderen von all den Aspekten zurückzuführen, an den Sie der Begriff »Persönlichkeit« vermutlich denken lässt. Darum ist menschliche Individualität ein echtes Geheimnis.

Ich möchte diesem Geheimnis in diesem Buch auf den Grund gehen, es handelt sich sozusagen um eine wissenschaftliche Detektivgeschichte.

Die Zeit ist reif für ein solches Unterfangen. Mir stehen Werkzeuge zur Verfügung, die früheren Theoretikern abgingen, an erster Stelle vor allem ein völlig neuer Blick auf den menschlichen Geist, für die Evolutionspsychologen wie Steven Pinker, Leda Cosmides und John Tooby mit ihren Arbeiten den Grundstein gelegt haben. Der menschliche Geist ist, so wissen wir heute, nicht einfach nur ein komplexes »Denkorgan«. Er ist eine *Sammlung* von komplizierten Mechanismen und Apparaten, von denen ein jeder einem ganz speziellen Zweck dient, jeder nach seinen eigenen Regeln funktioniert.

Aber die Evolutionspsychologie ist nur eins von den Hilfsmitteln, die mir bei meiner Suche zur Verfügung stehen. Als freiberufliche Wissenschaftlerin habe ich die Freiheit, mich von den Reviergrenzen der akademischen Welt nicht beeindruckt lassen zu müssen und meine Spuren verfolgen zu dürfen, wohin auch immer sie mich führen. Die Liste der Gebiete, auf denen ich mich umgetan habe, ist daher

bunt und vielfältig: Entwicklungspsychologie, Neurowissenschaften, Psycholinguistik, Sozialpsychologie und Verhaltensgenetik. An so manchem Ort habe ich unvermutet wertvolle Hinweise gefunden – sogar in der Entomologie, der Wissenschaft von den Insekten.

Zu den Dingen, die ein Detektiv tun muss, wenn er einen Fall zu lösen hat, gehört das sorgfältige Abwägen alternativer Lösungen und die Eliminierung von Ansätzen, die zu nichts führen – sogenannter »falschen Fährten«. Auch für diese Aufgabe bin ich gut gerüstet: Ich bin ein ungläubiger Thomas, stelle gerne unangenehme Fragen. Wenn eine gestärkte Hemdenbrust in Schlips und Kragen mit einer Reihe von eindrucksvollen Buchstaben vor oder hinter dem Namen mir erklärt, so und so lägen die Dinge und nicht anders, dann lautet meine Antwort in der Regel: »Zeigen Sie mir die Daten.« Ich war schon als Kind respektlos und skeptisch, aber meine Erfahrungen in den vergangenen sieben Jahren – seit der Publikation von *The Nurture Assumption* (auf Deutsch erschienen unter dem Titel *Ist Erziehung sinnlos?*) – haben mich darin erheblich bestärkt. Auch diese Geschichte werden Sie zu lesen bekommen, denn sie ist für meine neuerliche Suche wichtig.

Damit möchte ich allerdings nicht behaupten, dass meine Erfahrungen in den letzten sieben Jahren ausnahmslos negative gewesen seien. Im Gegenteil. Obwohl mich meine gesundheitlichen Probleme mehr oder minder ans Haus fesseln, habe ich doch (per E-Mail) Kontakt zu einer Vielzahl hochinteressanter und aufgeschlossener Menschen. Zu den zahlreichen Dingen, die ich dabei gelernt habe, gehört übrigens, dass eine Reihe eindrucksvoller Buchstaben vor oder hinter einem Namen den Betreffenden nicht zwangsläufig zu einer gestärkten Hemdenbrust macht.

Es waren in der Tat ungemein spannende sieben Jahre. Sie werden kaum glauben, dass jemand in meiner Situation – außerstande zu reisen oder auszugehen – so viel Spaß haben kann. Doch während ich hier im Hinterland von New Jersey festsitze, ist *The Nurture Assumption* um die ganze Welt gereist, wurde in fünfzehn Sprachen übersetzt. Die erwähnten E-Mails kommen nicht nur aus meinem eigenen Land, sondern aus Teilen der Welt, die ich nie gesehen habe und nie sehen werde. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, all den vielen Menschen zu danken, die ihre Überlegungen und Gedanken mit mir geteilt haben. Was sie mir geschrieben haben, hat mich

bereichert, ins Grübeln gebracht, amüsiert, dankbar gemacht und manches Mal bewegt.

Einer ganzen Reihe Menschen schulde ich besonders großen Dank: Meine Agentin Katinka Matson von Brockman, Inc., war stets da, wenn ich sie brauchte, schenkte mir Gehör, gab mir gute Ratschläge. Meine Lektorin bei W. W. Norton, Angela von der Lippe, hat mit vielen Vorschlägen dazu beigetragen, dieses Buch zu verbessern, es klarer und im Ton verbindlicher zu machen. Die Hilfe zweier anderer Personen bei Norton war ebenfalls unschätzbar: Vanessa Levine-Smith und Renee Schwartz.

Besonders dankbar bin ich den Kollegen, Freunden und Verwandten, die frühere Fassungen des Textes kritisch gelesen, nützliche Rückmeldungen gegeben und mir damit maßlos geholfen haben. Tausend Dank an: Stephen L. Black, Marie Bristol-Power, Helena Cronin, Joan Friebely, Charles S. Harris, David G. Myers, Steven Pinker, Robert Plomin, Richard G. Rich und Frederic Townsend. Ihr Rat und ihre Informationen waren mehr wert als Gold und Edelstein.

Sehr viel mehr als Rückmeldungen habe ich Charles Harris zu verdanken, meinem Ehemann seit vierundvierzig Jahren. Er hat mir im wahrhaftigsten Sinne des Wortes den Weg geebnet, weiter Bücher schreiben zu können. Für die Hilfe und Ermutigung, die ich von ihm empfangen habe, gebühren ihm meine Dankbarkeit und Liebe. All meine Liebe auch den anderen Mitgliedern meiner verständnisvollen und hilfsbereiten Familie: meinen Töchtern Nomi und Elaine, meinen Schwiegersöhnen Chris und Tim und meinem Bruder Richard. Und meine Enkelkinder möchte ich gern erwähnen. Es sind vier, allesamt blitzgescheit und wunderbar: Jennifer, Abigail, Jeremy und Eleanor.

Ich habe dieses Buch Steven Pinker gewidmet, meinem Kollegen und E-Mail-Freund seit 1995. Er hat sich meine Ideen angehört, mich aufgemuntert, wenn ich entmutigt war und mit mir gestritten, wenn er fand, dass ich die falsche Richtung einschlug. Auch wenn wir uns längst nicht über alles einig sind, so hat Steve mein Denken doch mehr beeinflusst als jeder andere. Nicht minder wichtig: Er hat seinerseits zugelassen, dass ich *sein* Denken beeinflusst habe.

Da ich dies schreibe, wird mir klar, dass es noch eine Gruppe von Menschen gibt, denen ich großen Dank schulde: den Erfindern

Vorwort

und Weiterentwickeln des Internets. Sie machen es Menschen in einer Situation wie der meinen möglich, mit ein paar der führenden wissenschaftlichen Denker unserer Zeit Ideen auszutauschen. Die Wunder der modernen Medizin haben mich am Leben erhalten, aber die Wunder der modernen Technologie haben es mir möglich gemacht, dieses Buch zu schreiben.

Kapitel 1

Das Wunder der Verschiedenartigkeit

An jenem Tag, an dem ich mit dem Schreiben dieses Buches angefangen habe, wurden im Iran Laleh und Ladan Bijani beerdigt – in zwei getrennten Gräbern. Im Tod geschieden, was sie im Leben nie hatten sein können: Laleh und Ladan waren Zwillinge, neunundzwanzig Jahre alt und am Kopf miteinander verwachsen. Sie starben während des Eingriffs, bei dem sie voneinander getrennt wurden.

In den neunundzwanzig Jahren ihrer unfreiwilligen Zweisamkeit hatten Laleh und Ladan mehr erreicht als die meisten iranischen Frauen ihrer Generation: Beide hatten ihr Juraexamen abgelegt. Sitzen und gehen konnten sie, weil sie auf der Seite miteinander verwachsen waren. Die einzige Möglichkeit, der anderen ins Gesicht zu schauen, war jedoch der Blick in den Spiegel.

Laleh und Ladan unterzogen sich der Operation im vollen Bewusstsein der damit verbundenen Risiken. Die Ärzte hatten ihnen gesagt, die Chance zu überleben betrage allenfalls 50 Prozent. Sie waren willens, dieses Risiko auf sich zu nehmen, um getrennt voneinander, jede für sich, ihr eigenes Leben leben zu können. »Wir sind zwei völlig verschiedene Personen, die, so lange sie denken können, unauflöslich aneinander gebunden waren«, hatte Ladan vor der Operation Reportern erklärt. »Wir haben eine unterschiedliche Weltsicht, unterschiedliche Lebensweisen und zu vielen Dingen eine völlig andere Einstellung.« Laleh wollte nach Teheran ziehen und Journalistin werden, Ladan hingegen in ihrer Heimatstadt Shiraz bleiben und als Rechtsanwältin arbeiten. Ladan war die lebhaftere von beiden, eine enge Freundin beschrieb sie als »ausgesprochen nett, immer zu Scherzen aufgelegt.«¹

Ihre widerstreitenden Karrierewünsche waren nur einer der Gründe, die sie für die Operation anführten. Ein anderer ihr Wunsch, einander – ohne die Hilfe eines Spiegels – von Angesicht zu Angesicht begegnen zu können. Es mag noch mehr Gründe gegeben haben, die sie den Reportern gegenüber nicht nennen wollten – vielleicht der Wunsch zu heiraten, Kinder zu haben. Überall mit

einer Schwester hingehen zu müssen, kann bisweilen problematisch sein. Wissenschaftler haben festgestellt (und Laleh und Ladan haben es womöglich am eigenen Leib erfahren), dass jemand, der sich in einen eineiigen Zwilling verliebt, für den anderen Zwilling unter Umständen nur sehr wenig übrig hat.²

Obwohl eineiige Zwillinge nichts anderes sind als ein Klon, den die Natur erschaffen hat, sind und bleiben Zwillinge für sich selbst, für einander und für die Menschen, die mit ihnen zu tun haben, eigenständige und einzigartige Individuen. Laleh und Ladan hatten dieselben Gene und wuchsen in derselben Umgebung auf, gingen nie getrennte Wege – ihnen blieb nichts anderes übrig –, aber ihre Persönlichkeiten, Meinungen und Lebensziele waren nicht dieselben. Es war ihre Individualität, für die sie starben.

Freilich kommen die meisten eineiigen Zwillinge nicht aneinandergefesselt zur Welt und bemühen sich die meisten siamesischen Zwillinge nicht erst im Erwachsenenalter um die chirurgische Trennung, aber alle eineiigen Zwillinge unterscheiden sich in ihrer Persönlichkeit. Warum das so ist, gehört zu den Rätseln, die die Wissenschaft bislang nicht hat lösen können, und versetzt die Zwillinge selbst in Erstaunen.

»Warum bin ich ich?« Diese Frage wurde dem Physikprofessor Freeman Dyson vom Institute for Advanced Study in Princeton von seinem achtjährigen Enkel George gestellt. Diese Frage, erklärte Dyson, fasse »das Mysterium einer persönlichen Existenz in einem unpersönlichen Universum zusammen.« Nun, ich nehme an, das stimmt. Aber für George hatte diese Frage eine sehr viel unmittelbarere Bedeutung, denn er ist ein eineiiger Zwilling. Wenn man seinem Großvater glauben darf, kennt George den Unterschied zwischen eineiigen (monozygoten) und zweieiigen (dizygoten) Zwillingen und weiß, dass er und sein Bruder Donald genetisch identisch sind. Er ist sich – so sein Großvater – auch darüber im Klaren, dass er und sein Zwillingenbruder »dieselbe Umgebung und Erziehung« genießen – sie wachsen mit denselben Eltern im selben Haus auf. Als George fragte »Warum bin ich ich?«, fragte er demnach, wie sein Großvater treffend zusammenfasst: »Wie kann es sein, dass zwei Menschen mit gleichen Genen und gleichen Lebensumständen

trotzdem durch und durch verschieden sind?«³ Wenn ihr Wesen, ihr familiäres Umfeld und auch ihre Erziehung gleich sind, wie kommt es dann, dass sie unterschiedliche Persönlichkeiten entwickeln?

Menschliche Individualität und menschliche Verschiedenartigkeit sind das Thema dieses Buches. Zwar stellen eineiige Zwillinge sozusagen das Destillat des Problems dar, doch sind die Unterschiede zwischen normalen leiblichen Geschwistern nicht minder geheimnisvoll und nicht minder rätselhaft. Und wenn Wissenschaftler nicht erklären können, warum sich Zwillinge unterscheiden, und auch nicht, warum sich normale Geschwister unterscheiden, heißt das, sie können auch nicht erklären, warum Sie und ich, oder irgendwelche anderen zufällig ausgewählten Personen sich in ihrer Persönlichkeit voneinander unterscheiden.



Abdruck mit freundlicher Genehmigung von AP/World Wide Photos

Ladan (links)
und Laleh
Bijani

Im Kriminalroman genauso wie bei der Verbrechenverfolgung im wirklichen Leben gehören zur Lösung eines Falles zuerst und vor allem »Indizien«. In der Wissenschaft geht es ein bisschen anders zu. In den meisten Fällen gibt es keine Möglichkeit, hieb- und stichfeste Belege dafür zu finden, dass die Lösung für einen wissenschaftlich beobachteten Tatbestand die richtige ist. Sehr häufig besteht das Äußerste, was Sie tun können, darin zu zeigen, dass alle anderen denkbaren Lösungen entscheidende Aspekte der Indizienkette nicht zu erklären vermögen. Sherlock Holmes, der sich seiner wissenschaftlichen Vorgehensweise mit großem Stolz rühmte, pflegte zu sagen: »Es ist eine alte Maxime von mir, die Unmöglichkeiten auszuschalten. Was übrig bleibt, muss notwendigerweise die Wahrheit sein.«⁴ Ein echter Wissenschaftler würde etwas weit weniger Griffiges von sich geben, etwas wie: »Wenn Sie das zutiefst Unwahrscheinliche ausgeschlossen haben, liegt das, was übrig bleibt, bis auf weiteres im Bereich des realistisch Möglichen.«

Krimis gehören zu meiner Lieblingsfreizeitlektüre, allerdings suche ich mir meist etwas aus, das ein bisschen moderner ist als Sherlock Holmes – zum Beispiel Sue Graftons Krimialphabet, das mit »A« *Is for Alibi* (auf Deutsch erschienen als *Nichts zu verlieren*) beginnt. Heldin dieser Detektivromane ist eine Privatdetektivin namens Kinsey Millhone, deren Lebensgeschichte im Laufe der Serie peu à peu enthüllt wird. Mehr von Kinsey zu erfahren macht einen Gutteil der Faszination dieser Bücher aus.

Kinsey buckelt vor keiner Obrigkeit, schneidet sich selbst die Haare und ist krankhaft neugierig. Sie erzählt in der ersten Person, und auf den ersten ein oder zwei Seiten ihrer Bücher kommt häufig eine Passage wie die folgende vor:

Mein Name ist Kinsey Millhone, ich bin Privatdetektivin mit einer Lizenz des Staates Kalifornien ... Ich bin zweiunddreißig Jahre alt, war zweimal verheiratet, bin kinderlos und momentan nicht gebunden, ein Zustand, der vorerst anhalten wird, denn mir geht's bestens.«⁵

Vielleicht könnte auch ich mich Privatdetektivin nennen, denn auch ich betreibe meine Ermittlungen auf eigene Faust. In anderer Hinsicht liegen zwischen Kinsey und mir allerdings Welten. Ich wohne

in New Jersey, bin siebenundsechzig Jahre alt und noch immer mit meinem ersten und einzigen Ehemann verheiratet. Ich habe zwei liebe Kinder, vier süße Enkel und bin momentan mit einem engen Geflecht von Beziehungen zu einer Reihe von Menschen gesegnet, ein Zustand, der vorerst wohl anhalten wird, auch wenn es mir meist nicht gerade »bestens« geht.

Der größte Unterschied zwischen Kinsey und mir besteht nämlich darin, dass sie gesund und stark ist, ich hingegen nicht. Seit fast dreißig Jahren leide ich unter einer Krankheit, die man als Mischung aus systemischer Sklerose und Lupus erythematodes diagnostiziert hat, zwei Autoimmunkrankheiten, die die verschiedensten Organe in Mitleidenschaft ziehen können. Im Laufe der Jahre hat mein Immunsystem Angriffe gegen alle möglichen Teile meines Körpers geritten.

Kinsey joggt, um fit zu bleiben, drei Meilen – ich komme schon außer Atem, wenn ich ein kleines Stück Wegs normal gehe. Kinsey kann sich in ihr Auto schwingen und auf der Suche nach Indizien an die entlegensten Orte brausen, ich nicht. Aber es gibt Roman-detektive, die noch weit schlimmer dran sind als ich. In einem Kriminalroman mit dem Titel *Alibi für einen König* leistet der Detektiv seine gesamte Ermittlungsarbeit im Krankenhaus, die meiste Zeit über flach auf dem Rücken liegend. Der Roman von Josephine Tey erschien im Jahre 1951 in England und beginnt mit den Worten:

Grant lag in seinem hohen weißen Bett und starrte zur Decke. Angeekelt starrte er sie an. Er kannte jeden noch so kleinen Sprung auf der hübschen sauberen Fläche auswendig.⁶

Alan Grant von Scotland Yard, aufgrund der Verletzungen, die er sich bei der Verfolgung eines Verbrechers zugezogen hat, genötigt, das Krankenbett zu hüten, ließ sich von verordneter Bewegungslosigkeit nicht bremsen. Freunde bringen ihm Bücher und Reproduktionen alter Gemälde vorbei, in ihnen stößt er auf einen neuen Fall, den er sich zu lösen vornimmt: Wer ermordete die beiden Prinzen im Tower – ein Verbrechen, das in der Regel König Richard III. zur Last gelegt wird. Da die fraglichen Ereignisse im 15. Jahrhundert geschehen waren, hätte Grant, selbst wenn er körperlich auf der Höhe gewesen wäre, keine Zeugen und Verdächtigen befragen können. Seine

Detektivarbeit bestand, wie eine seiner Freundinnen es ausdrückte, aus »theoretischen Untersuchungen, da [er] ja in den nächsten Zeit nicht dazu kommen werde, praktische Untersuchungen zu machen.«⁷

Theoretische Untersuchungen, das trifft haargenau das, was ich auch mache. Es gibt viele Möglichkeiten, Indizien von nah und fern zusammenzutragen, wenn man selbst immobil ist. Im Unterschied zu dem unglückseligen Alan Grant verfüge ich über einen Internetzugang und einen großen Freundes- und Kollegenkreis, mit dem ich per E-Mail korrespondieren kann. Einige meiner Brieffreunde können auf Informationen zugreifen, die mir selbst dann nicht zugänglich gewesen wären, wenn ich so gesund und einsatzfreudig wäre wie Kinsey Millhone. Der Großteil meiner Indizien stammt jedoch aus allgemein zugänglichen, veröffentlichten Quellen: Lehrbüchern und Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften (sehen Sie dazu die Nachweise und Anmerkungen im hinteren Teil des Buches). Es sind andere Leute, die die Beinarbeit gemacht – die Daten zusammengetragen – haben. Sobald sie die Ergebnisse ihrer Arbeit veröffentlicht hatten, wurden diese zum Objekt meiner Neugier. Selbst wenn ich mit den Schlussfolgerungen der Forscher und mit ihren Methoden manches Mal nicht einverstanden bin – was, wie Sie sehen werden, recht häufig der Fall ist –, enthalten die Veröffentlichungen doch in aller Regel sehr viel Nützliches.

Meine erste Aufgabe gleicht der von Alan Grant zu Beginn des erwähnten Falles: Ich muss meine Leser, das heißt Sie, davon überzeugen, dass wir es hier überhaupt mit einem Fall zu tun haben, der einer Lösung harrt. Die meisten Zeitgenossen Grants waren der Auffassung, dass besagter Fall längst gelöst sei. Jedermann »wusste«, dass König Richard III. der Täter war. Bevor Grant sich daranmachen konnte, den wahren Übeltäter zu überführen, musste er zuerst zeigen, dass die weithin akzeptierte Lösung falsch war. Fast drei Viertel des Romans ist der Aufgabe gewidmet, dem Leser nahezubringen, dass es nicht Richard III. gewesen sein kann, der die beiden Prinzen – die beiden Söhne seines toten Bruders Edward V. – auf dem Gewissen hat. Mit Hilfe eines jungen amerikanischen Wissenschaftlers und dessen Zugang zu den alten Schriften und Dokumenten im

Britischen Museum weist Grant nach, dass Richard III. erstens kein Motiv hatte, die beiden Prinzen ermorden zu lassen, es zweitens nicht seinem Charakter entsprochen hätte, solches zu tun, und dass die beiden drittens aller Wahrscheinlichkeit nach noch am Leben waren, als Richard auf dem Feld bei Bosworth fiel – nachdem er, wie Shakespeare ein Jahrhundert später berichten sollte, vergeblich nach einem Pferd verlangt hatte: »Mein Königreich für ein Pferd!«

Die meisten meiner Zeitgenossen sind der Ansicht, dass der Fall Persönlichkeitsentwicklung – die Herausbildung von Wesen und Individualität des Menschen, wie es im englischen Untertitel heißt – ebenfalls längst gelöst sei. Es gilt allgemein als unbestritten, dass Menschen durch »Veranlagung« und »Erziehung« sowie durch das Zusammenwirken beider so werden, wie sie sind – von ihren Brüdern und Schwestern ebenso verschieden wie von allen anderen.

»Es ist ein schlimmer Fehler«, stellt Sherlock Holmes fest, »wenn man zu theoretisieren beginnt, bevor man die Fakten zusammen hat. Es geschieht zu leicht, dass man die Tatsachen so hinbiegt, dass sie in die Theorie passen, statt dass man sich die Theorie um die Tatsachen herum aufbaut.«⁸ In der Realität entstehen Theorien nur selten in totaler Ermangelung von Daten: Man muss etwas haben, von dem man ausgehen kann. Aber eine Theorie kann auf der Basis unzureichender, zweifelhafter oder irreführender Daten aufgestellt werden. Unwillkürlich beginnt man in einem solchen Falle, bei der weiteren Forschung bevorzugt solche Daten zusammenzutragen, die zugunsten der Theorie wiegen und diese bestätigen.

So etwas kann bemerkenswert lange gut gehen: In der Psychologie über mehr als hundert Jahre. Dann kommt ein neuer Besen des Wegs und kehrt die Spinnweben weg, geht das Problem aus einem völlig neuen Winkel an. In der Psychologie gibt es zwei neue Besen, die beide in diesem Buch weidlich zum Einsatz kommen werden: die Evolutionspsychologie und die Verhaltensgenetik. Zwei neue Besen, die in verschiedene Richtungen kehren – nicht entgegengesetzt, sondern im rechten Winkel zueinander.

Die Evolutionspsychologie ist eine Wissenschaft, die den menschlichen Geist als Produkt der Selektion im darwinschen Sinne betrachtet. Auf den ersten Blick scheint das keine besonders vielver-

sprechende Art, menschliche Individualität zu untersuchen, denn alles in allem interessieren sich Evolutionspsychologen nicht allzu sehr für menschliche Unterschiede: Sie interessieren sich hauptsächlich für das, was allen Menschen gemein ist. Nehmen Sie zum Beispiel das Buch *Wie das Denken im Kopf entsteht*, verfasst von dem Evolutionspsychologen Steven Pinker.⁹ Der Artikel »das« im Titel verrät es bereits: Pinkers Buch handelt nicht davon, wie mein Denken entsteht, auch nicht davon, wie Ihres zustande kommt, sondern davon, wie jedermanns Denken funktioniert. Es handelt von der Standardausstattung, nicht von den möglichen Extras. Nicht von den kleinen Drehs und Finessen, die mein Denken ein wenig anders machen als das Ihre.

Genau genommen bildet Steven Pinker unter den Evolutionsbiologen allerdings eine rare Ausnahme. In seinem jüngsten Buch *Das unbeschriebene Blatt* spricht er durchaus von individuellen Unterschieden. Wenn auch erst in Kapitel 19. Hier der Anfang von *Das unbeschriebene Blatt*:

Jeder hat seine Theorie über die menschliche Natur. Jeder muss das Handeln anderer antizipieren, und das heißt, dass wir alle Theorien menschlichen Verhaltens haben müssen.¹⁰

Das ist wohl wahr, aber das Problem ist, dass uns eine Theorie über das Wesen des Menschen im Allgemeinen nicht übermäßig weit bringt, denn nicht alle Menschen verhalten sich gleich. Zu wissen, wie ein Mensch tickt – oder auch hundert – hilft einem nicht zu verstehen, wie der einhundertunderste tickt.

Ein Beispiel: Matthew, der Sohn einer meiner E-Mail-Freundinnen, machte seiner Freundin unlängst in Gegenwart einer Menge Leute, die zu einem festlichen Abendessen zusammengekommen waren, einen Heiratsantrag. Zum Glück sagte Alison Ja. Was aber, wenn sie ihn zurückgewiesen oder erwidert hätte, sie müsse sich das erst noch überlegen, oder wenn sie auf einen anderen gedeutet und erklärt hätte: »Ich würde lieber ihn heiraten«? Wie mutig von Matthew, dachte ich, vor all diesen Leuten ein solches Risiko auf sich zu nehmen.

Dann dämmerte mir, dass er sehr genau gewusst hatte, was er tat. Er hätte den Antrag nicht zu diesem Zeitpunkt und nicht an diesem

Ort gemacht (ja, er hätte vermutlich überhaupt keinen gemacht), wenn er sich Alisons Antwort nicht einigermaßen sicher gewesen wäre. Und seine Prognose, was ihr Verhalten anbelangte, gründete sich nicht auf seine Kenntnisse betreffs der menschlichen Natur im Allgemeinen – sagen wir auf eine Theorie seinerseits, der zufolge Frauen von Natur aus das Bedürfnis haben, geheiratet zu werden. Sie gründete sich auf seine intime Kenntnis der Person Alison.

Zugegebenermaßen fußt eine solche Deutung von Matthews Verhalten selbst auf einer Theorie über die menschliche Natur im Allgemeinen. Meine Überzeugung, dass er den Antrag nicht vor einer großen Zuhörerschaft gemacht hätte, wenn er nicht sicher gewesen wäre, dass Alison Ja sagen würde, basiert auf meiner Erfahrung, dass Menschen sich grundsätzlich nicht gerne in der Öffentlichkeit blamieren. Es ist also durchaus möglich, menschliches Verhalten in gewissem Maße vorauszusagen. Aber das reicht nicht. Wir müssen imstande sein, das Verhalten ganz bestimmter Personen in ganz bestimmten Situationen vorherzusagen und dazu müssen wir wissen, was diese Menschen antreibt.

Nicht viele Menschen lenken Flugzeuge in Hochhäuser, manche aber tun es. Menschen unterscheiden sich dauerhaft in ihrem individuellen Verhalten. Manche Menschen sind gesetzestreuer, manche weniger vertrauensvoll, andere freundlicher und wieder andere leichter erregbar als andere. Psychologen führen diese Unterschiede zwischen einzelnen Personen und das Bestehenbleiben dieser Unterschiede – ihre Beständigkeit oder Konsistenz – bei jedem Einzelnen auf Persönlichkeitsunterschiede zurück.

Im Rahmen einer inzwischen zu klassischer Berühmtheit gelangten Studie baten die Sozialpsychologen David Napolitan und George Goethals ihre Probanden – Studenten vom Williams College –, mit einer Frau, die sich als Doktorandin der klinischen Psychologie ausgab, ein kurzes persönliches Gespräch zu führen. Die »Doktorandin« war in Wirklichkeit eine Kollegin der beiden Wissenschaftler, die den Auftrag hatte, sich den Versuchspersonen gegenüber freundlich beziehungsweise unfreundlich zu geben. Bei der einen Hälfte der Studenten zeigte sie sich daher warm und zugewandt, der anderen begegnete sie reserviert und kritisch.

Nach dem Gespräch wurden die Versuchspersonen gebeten, einen Fragebogen auszufüllen, in dem unter anderem Fragen zur Persönlichkeit der vermeintlichen Studentin gestellt wurden. Sie wurden ausdrücklich aufgefordert, die wahre Persönlichkeit ihres Gegenübers einzuordnen und nicht nur ihr Verhalten in jenem Gespräch zu beurteilen. Aber da die Studenten der Frau nur ein einziges Mal begegnet waren, hatten sie keinerlei Anhaltspunkte außer diesem einen Zusammentreffen bei dem Gespräch. Naturgemäß betrachteten diejenigen, die sie als unfreundlich erlebt hatten, ihr Wesen als kalt und abweisend, diejenigen, die ihre freundliche Seite zu sehen bekommen hatten, als warm und zugewandt.

Zur Überraschung kam es, als man im Folgeversuch das Vorgehen abänderte: Einer neuen Gruppe von Versuchspersonen wurde im Vorhinein mitgeteilt, dass ihr Gegenüber die Anweisung hatte, sich für diese Studie entweder entgegenkommend oder unliebenswürdig zu geben.

Kaum zu glauben, aber: Diese Zusatzinformation hatte absolut keinen Einfluss! Selbst, wenn ein Student während des Gesprächs wusste, dass die Frau, mit der er da redete, die Anweisung hatte, sich ihm gegenüber reserviert und kritisch zu geben, beurteilte er ihre »wahre« Persönlichkeit trotzdem als kalt und unfreundlich. Die Tatsache, dass die Situation von der vermeintlichen Absolventin ein bestimmtes Verhalten erforderte, ließ er völlig außer Acht, vielmehr schrieb er ihr Verhalten einem stabilen Wesenszug zu – einer chronischen Tendenz, sich unfreundlich und abweisend zu verhalten, vielleicht gar so zu empfinden.¹¹

Man hat viele Varianten des Experiments von Napolitan und Goethals durchgespielt, mit immer denselben Ergebnissen. Die Versuchspersonen gingen, wenn sie das Verhalten eines Menschen in Bezug zu dessen Persönlichkeit setzen sollen, grundsätzlich zu weit. Sie unterschätzen unweigerlich, in welchem Maße eine Situation einen Menschen dazu veranlassen kann, sich in einer bestimmten Art und Weise zu verhalten. Erst wenn es um das eigene Verhalten geht, besteht die Chance, dass Menschen den Zwängen der Situation einen angemessenen Stellenwert beimessen.

Sozialpsychologen bezeichnen dies als »fundamentalen Attributionsfehler« – grandioses Wort für etwas, von dem die meisten Menschen noch nie etwas gehört haben, aber »fundamental« ist nur

wenig übertrieben. Mag sich auch die Größenordnung des Fehlers über verschiedene Kulturen hinweg ein wenig unterscheiden, so handelt es sich doch um eine menschliche Universalie.¹²

»Jeder muss das Handeln anderer antizipieren«, sagt Pinker. Wie machen wir das, wenn die Menschen sich in ihrem Verhalten so dermaßen unterscheiden? Die Antwort lautet, wie der fundamentale Attributionsfehler zeigt, dass wir nicht nur die menschliche Natur im Allgemeinen in Betracht ziehen, sondern stets zugleich auch das Wesen des speziellen Menschen vor uns zu erfassen suchen. Wir neigen dazu, andere Menschen zu sehen, als verfügten sie über ein beständiges, unveränderliches Wesen, welches sie dazu veranlasst, sich auf eine bestimmte, vorhersagbare Art und Weise zu verhalten. Daher werten wir Verhaltensbeispiele – und zwar selbst ungeeignete Kostproben – als Ausdruck immanenter Persönlichkeitsmerkmale. Unsere Theorie über das menschliche Wesen im Allgemeinen lässt uns erwarten, dass Menschen konsistent, das heißt in ihrem Verhalten beständig sind – dass die Doktorandin, wenn wir ihr im Supermarkt über den Weg liefen, noch genau so nett oder genauso abweisend sein wird wie im Labor.

Der Hang, das Verhalten eines anderen irgendeinem Etwas in dessen Innerem zuzuschreiben, das relativ stabil und unveränderlich ist – etwas, das man heutzutage Persönlichkeit nennt und das früher Charakter hieß –, bringt uns in der Realität dahin, bei unseren Vorhersagen gravierende Fehler zu machen: Wir erwarten von anderen Menschen weit mehr Beständigkeit als diese in Wirklichkeit zu bieten haben. Der Fehler an sich ist nicht unvernünftig, denn in Ermangelung anderer Informationen ist der beste Indikator für das künftige Verhalten eines Menschen dessen Verhalten in der Vergangenheit.¹³

Zumindest in einem gewissen Maße *sind* Menschen tatsächlich in ihrem Wesen beständig. Manche sind grundsätzlich freundlich, andere sind stets feindselig. In einem Klassenzimmer voller Kinder (und ein Klassenzimmer stellt eine Situation dar, die in besonderem Maße geeignet ist, Verhaltensuniformität zu schaffen), werden einige nicht aufhören, den Nachbarn zu ärgern oder dazwischenzureden, während andere rot anlaufen und zu stottern beginnen, wenn der

Lehrer sie auch nur ansieht. Und das wird, ungeachtet aller Wechsel von Lehrern und Mitschülern, Jahr um Jahr so bleiben.

Evolutionsbiologen verlieren über solche Unterschiede nicht allzu viele Worte, aber sie können sie bei ihrer Arbeit auch nicht ignorieren. Individualität hat in ihren Theorien ihren Platz, oftmals allerdings, ohne dass sie ausdrücklich erwähnt wird. Nehmen Sie die Partnerwahl, eines der Hauptthemen dieser Forschungsrichtung. Wenn Sie Leute fragen, was ihnen bei der Auswahl eines künftigen Partners wichtig ist, listen beide, Männer wie Frauen, Eigenschaften wie Freundlichkeit, Verlässlichkeit, Aufrichtigkeit und Intelligenz auf.¹⁴ Wenn dies aber Qualitäten sind, die Menschen dazu veranlassen, einen potentiellen Partner einem anderen vorzuziehen, dann müssen sich die potentiellen Partner bezüglich dieser Parameter auch unterscheiden. Manche werden als freundlicher, verlässlicher und intelligenter eingestuft als andere.

Natürlich gibt es auch Unterschiede, was die äußere Erscheinung anbelangt. Wir finden manche Menschen attraktiver als andere. Und die körperliche Erscheinung hat bei der Partnerwahl noch eine zweite, nicht minder wichtige Funktion: an ihr erkennen wir Menschen, an ihr halten wir sie auseinander. Obschon Gehör und Geruchssinn durchaus eine Rolle spielen, so verlassen sich Menschen, wenn sie andere Menschen identifizieren, doch vornehmlich auf das Sehen. Wenn die Selektion eines langfristigen Partners bedeutet, etwas über die Qualitäten eines bestimmten Individuums in Erfahrung zu bringen, dann müssen wir imstande sein, potentielle Kandidaten auseinanderzuhalten und uns zu erinnern, wer denn welche Qualitäten aufweist. Einen Partner auszuwählen ist nicht nur eine Frage dessen, jemanden vom richtigen Geschlecht, dem richtigen Aussehen und dem richtigen Alter auszuwählen: Es geht darum, ein ganz bestimmtes Individuum auszuwählen.

Die Fähigkeit, bestimmte Personen zu erkennen und uns an den Betreffenden oder die Betreffende zu erinnern, spielt auch bei einem anderen von Evolutionspsychologen viel erörterten Aspekt der menschlichen Natur eine Rolle: beim Altruismus, der Hilfe für andere auf Kosten des eigenen Wohlergehens (das heißt, ein Wesen hilft einem anderen, indem es etwas zu seinen eigenen Ungunsten investiert). Auf den ersten Blick scheint Altruismus einem darwi-